

literatur für leser

14

3

37. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis

Herbert Kaiser · „Satanische Blendung“.
Ernst Barlachs apokalyptischer Humor
in seinem nachgelassenen Roman
Der gestohlene Mond

Linda Karlsson Hammarfelt · Inselkunde.
Wissen(schaft), Erzählkunst und weibliche
Adoleszenz in Annette Pehnts *Insel 34*

Dieter Liewerscheidt · Mit Josef K. in Kafkas
Romanfragment *Der Proceß*.
Ein Versuch fast ohne Deutung



PETER LANG
EDITION

Inhaltsverzeichnis

Herbert Kaiser

„Satanische Blendung“. Ernst Barlachs apokalyptischer Humor in seinem nachgelassenen Roman *Der gestohlene Mond* _____ 141

Linda Karlsson Hammarfelt

Inselkunde. Wissen(schaft), Erzählkunst und weibliche Adoleszenz in Annette Pehnts *Insel 34* _____ 161

Dieter Liewerscheidt

Mit Josef K. in Kafkas Romanfragment *Der Proceß*. Ein Versuch fast ohne Deutung _____ 175

literatur für leser

herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Carsten Jakobi, Bernhard Spies, Sabine Wilke
Peer Review: literatur für leser ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber weitergegeben und von allen begutachtet. Jeder Herausgeber hat ein Vetorecht.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Postfach 94 02 25, 60460 Frankfurt/M.,
Telefon: 069 / 78 07 050, Telefax 069 / 78 07 05 50

Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu

Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Carsten Jakobi, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05, Deutsches Institut, D-55099 Mainz
cjakobi@uni-mainz.de

Erscheinungsweise: 4mal jährlich
März/Juni/September/Dezember

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 32,-; Jahresabonnement für Studenten EUR 22,-; Einzelheft EUR 9,20. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

Linda Karlsson Hammarfelt, Göteborg (Schweden)

Inselkunde. Wissen(schaft), Erzählkunst und weibliche Adoleszenz in Annette Pehnts *Insel 34*¹

Reisen auf neu zu entdeckende Inseln befriedigen das Bedürfnis nach Erkenntnis, nach Aufklärung, in besonders offenkundiger Weise. Wer sich solcher Mühe unterzieht, möchte neues Gelände schließen – er ist Prototyp des Forschers.²

An den Rändern der endlosen Erdkugel lockt kein unberührter Garten Eden. Stattdessen werden die weit gereisten Menschen hier zu den Monstern, die sie in mühevoller Entdeckungsarbeit von den Karten verdrängt haben.³

Einleitung

In Annette Pehnts 2003 erschienenem Roman *Insel 34* bricht eine junge Studentin auf, um die Inseln vor der Küste ihres Landes zu erforschen. Diese sind nummeriert, „[w]eil niemand ihnen jemals einen Namen gegeben hatte“.⁴ *Insel 34* ist der zweite Roman der in Freiburg wohnhaften Autorin und Literaturwissenschaftlerin, die 1997 mit einer Arbeit zur irischen Literatur promovierte und somit in gewissem Sinne das Inselinteresse ihrer Protagonistin teilt. Motive des Aufbruchs, der Bewegung und des Außenseitertums ziehen sich als roter Faden durch ihr Werk, zu dem neben Romanen wie *Ich muss los* (2001) und Erzählbänden wie *Man kann sich auch wortlos aneinander gewöhnen das muss gar nicht lange dauern* (2010) auch Kinderbücher gehören.

Der hier im Vordergrund stehende Text, mit dem Pehnt 2002 in Klagenfurt den Preis der Jury erhielt, kann als ein *coming of age*-Roman bezeichnet werden, in dem die Adoleszenz jedoch, wie Iris Hermann bemerkt, „mehr als nur ein Motiv“ ist, sondern sogar als „die grundlegende poetische Signatur des Textes“ bezeichnet werden kann.⁵ Pehnts Roman lässt sich ebenso in die literarische Tradition des ‚Inselromans‘ einordnen, und spielt auf eine besonders in der Kinder- und Jugendliteratur häufig auftretende Figuration der Insel an, in der diese eine Station krisenhafter Lebensphasen, besonders der Adoleszenz, darstellt, wie etwa in Robert Lewis Stevensons *Treasure Island* (1883). Mittels intertextueller Bezüge unter anderem zu Homer, Swifts *Gulliver's Travels* (1726) und Tschschow's *Die Insel Sachalin* (1893) werden aber auch

-
- 1 An dieser Stelle möchte ich mich für die finanzielle Unterstützung durch *Svenska Vetenskapsrådet* sowie *Sven och Dagmar Saléns Stiftelse* bedanken, die die Arbeit an diesem Artikel während eines Forschungsaufenthaltes an der Universität Hamburg ermöglichte.
 - 2 Monika Schmitz-Emans: „Die Suche nach einer möglichen Welt. Zur literaturtheoretischen Bedeutung der Utopie, des Insel- und des Reisemotivs“. In: *Neohelicon* 1 (1995), S. 189-215, hier S. 201.
 - 3 Judith Schalansky: *Atlas der abgelegenen Inseln. Fünfzig Inseln, auf denen ich nie war und niemals sein werde*. Hamburg 2009, S. 19.
 - 4 Annette Pehnt: *Insel 34*. München 2003, S. 5. Unter Angabe der Seitenzahl zitiere ich hieraus direkt im Text.
 - 5 Iris Hermann: „Poetische Adoleszenz: Annette Pehnts Roman *Insel 34*“. In: Friedhelm Marx (Hrsg.): *Inseln des Eigensinns. Beiträge zum Werk Annette Pehnts*. Göttingen 2013, S. 53-64, hier S. 53.

andere Seiten des Inselpektrums aufgegriffen, nicht zuletzt, indem zitierte ‚Motos‘ aus diesen Texten zu Beginn jedes Kapitels wichtige Wendungen des Geschehens vordeuten.⁶ Zwischen diese Textinseln aus kanonischen Inselbüchern, Utopien und Robinsonaden ausschließlich männlicher Autoren schreibt sich die namenlos bleibende Ich-Erzählerin, eine Studentin, ein, die bereits in der Schulzeit über die Geographie, Bevölkerung und Sprache der Inseln vor der Küste ihres Landes – eines, wie Katja Lange-Müller bemerkt, „nicht näher benannten, aber sehr Deutschland-ähnlichen, wohl eher Ostdeutschland-ähnlichen oder auch Friesland-artigen Territoriums“ – geforscht hat und im Rahmen des Erzählten aufbricht, um auf den Inseln Feldstudien zu betreiben.⁷ Nicht zuletzt lassen sich durch die Insel-Thematik auch Bezüge herstellen zu den zahlreichen auf Inseln verorteten Romanen der neuesten Gegenwartsliteratur, wie etwa Judith Schalanskys *Blau steht dir nicht* (2011), Lutz Seilers *Kruso* (2014) oder Thomas Hettches *Pfaueninsel* (2014), aber *Insel 34* unterscheidet sich von diesen, da die in Pehnts Roman dargestellten Inseln (im Gegensatz zu Rügen bei Schalansky, Hiddensee bei Seiler oder der Pfaueninsel bei Hettche) nicht im realen Raum verortet sind. Auch überlagern sich in den genannten Romanen persönliche Lebensschicksale und Veränderungen mit historischen Umbrüchen und Zeitenwenden, während die bei Pehnt dargestellte Krise in erster Linie eine individuelle ist.⁸

Insel 34 greift auf das überlieferte Erzählmuster zurück, in dem die Reise auf eine Insel eine „Metapher des Weges menschlicher Erfahrung“ bildet, wie Monika Schmitz-Emans ausführt: „Wenn sich eine literarische Figur auf eine Seereise begibt und dabei eine unbekannte Insel entdeckt, so spiegelt dieser Vorgang metaphorisch den unabgesicherten, oft gefährvollen Weg des erkennenden Subjekts zu neuen Erkenntnissen, ja zu neuen Wirklichkeiten, insofern diese durch Erkenntnis zustandekommen.“⁹ Vor diesem Hintergrund erscheint es angebracht, Pehnts Inselroman mit Fokus auf den Komplex Wissen(schaft), Erzählkunst und weiblicher Adoleszenz zu untersuchen und in diesem Zusammenhang gezielt nach den narrativen, dramaturgischen und reflexiven Funktionen der Insel zu fragen. Dabei soll besonders das Spannungsverhältnis zwischen den im Roman dargestellten Institutionen und Vertretern der etablierten Wissenschaft einerseits und den Forschungsaktivitäten und der Erkenntnissuche der Protagonistin andererseits Beachtung finden. Letztere lassen sich, so eine zentrale These des Artikels, im Zeichen einer Deterritorialisierung interpretieren, wie sie von Gilles Deleuze und Félix Guattari in *Mille plateaux. Capitalisme et schizophrénie* (1980, dt. 1992) bestimmt wird. Indem die Protagonistin und Ich-Erzählerin in ihrer Suchbewegung die Grenzen traditioneller Disziplinen und wissenschaftlicher Praktiken überschreitet und allmählich das Ideal eines souveränen, ‚dekontextualisierten‘

6 Für eine systematische Beschreibung der intertextuellen Verweise und deren Funktionen im Rahmen des Erzählprojekts vgl. Ada Bieber: *Insel und Fremdheit in Annette Pehnts Roman 'Insel 34'*. Frankfurt/M. u.a. 2007, S. 82-88.

7 Katja Lange-Müller: „Laudatio auf Annette Pehnt“. In: Friedhelm Marx (Hrsg.): *Inseln des Eigensinns. Beiträge zum Werk Annette Pehnts*. Göttingen 2013, S. 161-170, hier S. 164.

8 Vgl. Judith Schalansky: *Blau steht dir nicht. Matrosenroman*. Frankfurt/M. 2011; Lutz Seiler: *Kruso. Roman*. Frankfurt/M. 2014; Thomas Hettche: *Pfaueninsel. Roman*. Köln 2014.

9 Schmitz-Emans: „Die Suche nach einer möglichen Welt“, S. 203.

Forschergeistes verabschiedet,¹⁰ stellt sie, dies soll gezeigt werden, vorherrschende Normen einer positivistisch orientierten Wissenschaft in Frage und erprobt neue Formen der Selbst- und Welterkundung in einem Erzählen, das sich als nomadisch und rhizomatisch charakterisieren lässt.

Erste Annäherungen an die Inseln

Bereits das dem Roman *The Island* (1963) von Robert Creeley entnommene Motto des ersten Kapitels deutet den zentralen Stellenwert des Motivs der Identitätssuche im Roman an, das sich als eine Suche nach einem zuverlässigen ‚Ort des Selbst‘ in Zeiten der Unruhe verräumlicht: „Die Leute versuchen mit einer anwachsenden Verzweiflung zu leben und zu etwas zu kommen, einem Ort oder einer Person. Sie wollen eine Insel, auf welcher die Welt endlich ein Ort umschrieben von sichtbaren Horizonten sein wird“ (5).¹¹ Sowohl die Parallelisierung der Insel mit dem Individuum als auch die in diesem Vergleich anklingende Vorstellung von beiden als deutlich von ihrem Außen abgrenzbaren Entitäten kann als typisch für den okzidentalen Inseldiskurs betrachtet werden.¹² Wie Christian Moser in „Archipele der Erinnerung. Die Insel als Topos der Kulturation“ darlegt, bringe dieser Diskurs „eine[] spezifische[] insulare[] Raumordnung“ hervor, die auf zwei grundsätzlichen Oppositionen beruht, nämlich zum einen dem „Gegensatz zwischen dem kontinentalen Festland und der randständigen Insel“ und zum anderen dem „zwischen Land und Meer, zwischen dem Festen und dem Flüssigen, dem Formlosen und der klar definierten Gestalt“. Obgleich die zweite Opposition auch dem Begriff des Kontinents zugrunde liege, präge er „in einem sehr viel stärkeren Maße die okzidentale Vorstellung vom insularen Raum“, der ihn durch seine Begrenztheit „besonders deutlich zur Anschauung“ bringe.¹³ Auf diese Weise betrachtet auch die Protagonistin zu Beginn des Romans ihre Inseln und besonders den Sehnsuchtsort Insel 34. Die erzählte Suchbewegung lässt sich dementsprechend als eine adoleszente Identitätssuche, eine Suche nach Form und Gestalt des sich herausbildenden Ichs interpretieren.

Diese Suche wird in zehn Kapiteln geschildert und lässt sich in vier Phasen unterteilen, je nach der räumlichen Verortung. Die ersten fünf Kapitel und damit die Hälfte des Romans beschreiben das erwachende Inselinteresse der Protagonistin und ihre Vorbereitungen zum Aufbruch. Während dieser Phase befindet sie sich noch auf dem Festland. Danach erzählen die Kapitel 6 bis 8 von ihrem Aufenthalt auf der Insel 28 und schließlich folgen zwei Kapitel, in denen die Erzählerin Eindrücke von den Inseln

10 Vgl. hierzu: „Es ging mir nicht um die Psyche dieser Frau, sondern um ihre Suchbewegung. Denn sonst ist man schnell in diesem persönlichen Gemachtsein der Frau verfangen. Mir war wichtig, dass die Szenarien dieser Suchbewegung viel Raum in der Geschichte bekommen“. Pamela Krumphuber: „Der Fluchtpunkt eines Lebens. Interview mit Annette Pehnt“. In: *Anzeiger. Magazin für die österreichische Buchbranche*. November 2003, S. 38-39, hier S. 38.

11 Vgl. auch Robert Creeley: *The Island*. London 1964.

12 Vgl. hierzu Rod Edmond/Vanessa Smith: „Editors' introduction“. In: Rod Edmond/Vanessa Smith (Hrsg.): *Islands in history and representation*. London 2003, S. 1-18, hier S. 4.

13 Christian Moser: „Archipele der Erinnerung. Die Insel als Topos der Kulturation“. In: Hartmut Böhme (Hrsg.): *Topographien der Literatur. Germanistische Symposien der DFG XXVII*. Stuttgart 2005, S. 408-432, hier S. 408f.

32 respektive 33 narrativ verarbeitet. Insgesamt verweist dieser Aufbau, in dem der Hintergrund und die Vorbereitungen der Reise bis ins Detail dargestellt werden, während die Schilderung gegen Ende hin immer knapper wird, auf eine Beschleunigung, ein zunehmendes Tempo der erzählten Suchbewegung.

Das Insel-Interesse der Protagonistin ist zunächst zu einem großen Teil durch ihr Streben motiviert, Idealvorstellungen des Vaters zu erfüllen, der „schon seit Jahren“ darauf wartet, dass seine Tochter eine besondere Begabung entwickelt und sich in einem Bereich hervortut, anstatt in allen Schulfächern gleich gut zu sein (7). So verbringt sie zu Beginn der erzählten Zeit in erster Linie dem Vater zuliebe freie Stunden in der Schulbibliothek, wo sie Bücher studiert über

Inseln mit Militärstützpunkten und mit Pinguinkolonien, mit Lachsfarmen und mit seltenen Sprachen, winzige Inseln und Inseln mit Städten, solche mit und solche ohne Brücken, versprengte Schären, überwucherte Paradiese, sonnenverbrannte Felsen, Pfaueninseln, Bäreninseln, Gefängnisinseln, [...] Inseln, die in der Regenzeit im Meer versanken, Schatzinseln, einsame Inseln, verseuchte Inseln, fliegende Inseln. (29)

Durch diese scheinbar wahllosen Insellektüren hofft sie auch etwas über *ihre* Inseln zu lernen, die sie sich jedoch nur vage vorstellen kann und die sich in ihrer Imagination mit jeder Lektüre verwandeln (vgl. 30). Besonders zieht sie das in einem Bildband über die Inseln zu findende Foto eines Kindes mit diabolisch zusammengewachsenen Augenbrauen in seinen Bann: „So will ich auch aussehen, dachte ich und zog meine Augenbrauen zusammen, aber sie berührten sich nicht. Der macht, was er will. [...] Wenn ich jemals so aussähe, [...] nähme mein Vater mich sofort in die Mangel“ (12). Wenn die Protagonistin mit ihrer neu aufblühenden Insel-Faszination also einerseits väterliche Wunschvorstellungen erfüllt, so löst sie sich zugleich im Laufe ihrer Nachforschungen immer mehr von diesen und von der, mit Deleuze und Guattari gesprochen, territorialisierenden Wirkung der Familie, indem sie zu etwas Verbotenem, einem (noch) diffus wirkenden ‚Anderen‘ hingezogen wird. Diese das Erzählprojekt kennzeichnende Ambivalenz spricht für eine Einordnung des Textes in die Kategorie der so genannten ‚Tochterschriften‘, die sich, wie Sigrid Weigel in *Die Stimme der Medusa* (1987) argumentiert, von literarischen Verarbeitungen der Vater-Sohn-Beziehung dadurch unterscheiden, „daß sie nicht so sehr durch Konkurrenzbeziehungen geprägt sind als durch widersprüchliche Gefühle von Unabhängigkeits- und Nähe-wünschen“. ¹⁴ In dieser Art ‚Tochterschriften‘ komme der Mutter nicht selten die Rolle als „Agentin“ der patriarchalen Gesellschaft zu, die soziale Normen an das Kind vermittelt. ¹⁵ Bei Pehnt wird diese Rolle daran erkennbar, dass die Mutter nicht nur die Erwartungen des Vaters und seine Freude über die neue Leidenschaft der Tochter teilt, sondern dieser darüber hinaus anerkennend zunickt, wenn sie sich schminkt und als sie zum ersten Mal einen Mann mit nach Hause bringt (vgl. z.B. 45). ¹⁶

Um den Forschergeist der Tochter anzufeuern, reisen die Eltern in den Ferien mit ihr an die Küste, die mit ihren „Müllverbrennungsanlagen“ und schmutzigen Stränden voll stinkenden Tangs einen öden und dreckigen Eindruck auf die Protagonistin macht

14 Sigrid Weigel: *Die Stimme der Medusa. Schreibweisen in der Gegenwartsliteratur von Frauen*. Dülmen-Hiddingsel 1987, S. 161.

15 Ebd., S. 164.

16 Die ‚Agentenrolle‘ der Mutter drückt sich auch darin aus, dass sich die Protagonistin nach Gesprächen mit ihr Vorsätze wie „Abnehmen“ (41), „[i]n Kneipen gehen“ (ebd.) und „Männer“ (44) in ihr Notizheft vermerkt.

(19f.). Die Inseln liegen jedoch, wie die Erzählerin konstatiert, „hinter einem milchigen Dunst verborgen“ und nur an einem Tag kann sie in der Ferne die vorderen Inseln erahnen (21). Insgesamt fällt das feuchte Klima auf, in dem „sogar die rostfreie Armbanduhr“ des Vaters korrodiert und Papier schnell beginnt, „Wellen zu schlagen“ (22). So präsentiert sich die Küste hier als eine feuchte Übergangszone, in der verschiedenartige Materialien die Gestalt verändern und wo sich die Grenze zwischen Festland und Insel, Vertrautem und Unbekanntem im Nebel verflüssigt. Durch die Darstellung verschwimmender Grenzen und feuchten Nebels, sowie an anderer Stelle von einer „schleimige[n] Tangschicht auf den Felsen“ (54), wird die fremde Küsten- und Inselandschaft weiblich konnotiert und erotisch aufgeladen und erscheint so als noch zu erforschende Zone weiblicher Sexualität und Subjektivität. Wie Klaus Theweleit in seiner zweiteiligen Studie *Männerphantasien* (Bd. 1 1977, Bd. 2 1978) anhand verschiedener Lebensdokumente von Soldaten illustriert, wird der weibliche Körper oft als ein grenzenloser und ‚fließender‘ imaginiert, im Gegensatz zum männlichen ‚Soldatenkörper‘, der sich durch Grenzziehung, Härte und Vaterlandsiebe konstituiert.¹⁷ Mit Yvonne Volkart lässt sich konstatieren, dass „die Verknüpfung von Fließmetaphern mit Konnotationen von Weiblichkeit [...] kulturhistorisch so präsent [ist], dass man von einer ‚Basisfantasie‘“ sprechen kann.¹⁸ Das Forschungsprojekt der Protagonistin erscheint auf diese Weise zunehmend als ein durch Lust beflügeltes Unternehmen: So fühlt sich die Protagonistin vom Kunststoffteppich der Bibliothek „elektrisch“ aufgeladen (10) und als sie nach Stunden in der Bibliothek zuhause einkehrt, bemerkt ihr Vater, dass sie „ganz erhitzt“ aussieht (14). Sogar als die Protagonistin neben ihrem ersten Freund Zanka im Bett liegt, ist sie in Gedanken in ihrer Inselwelt: „[O]ft, und das konnte meine Mutter nicht ahnen, dachte ich an die Inseln, während Zanka sich neben mir in seinen faltenfreien Laken ausstreckte“ (54). Hier spielt Pehnts Roman auf „popularutopische Vorstellung[en]“ von der Insel, auf ihre „erotische Aura“ an,¹⁹ macht aber zugleich deutlich, dass die Inseln hier Auslöser und Gegenstand einer Art von Lust sind, die sich nicht in der heterosexuellen Liebesbeziehung erfüllen und domestizieren lässt.

Das Spannungsverhältnis zwischen den der Protagonistin zugeteilten Rollen und Wunschvorstellungen ihrer Umgebung sowie ihrem Erkenntnis- und Freiheitsdrang, das sich in verschiedenen Lebensbereichen (Familie, Schule, Liebe) beobachten lässt, kann mithilfe der Subjekttheorie Deleuzes und Guattaris als ein Widerstreit von territorialisierenden und deterritorialisierenden bzw. molaren und molekularen Kräften gedeutet werden. Bei Deleuze und Guattari steht das Konzept der ‚Deterritorialisierung‘ für eine Gegenströmung zu den territorialisierenden Kräften der Familie, des Berufes und des Ehelebens, eine Fluchtlinie, die signifikante Projekte des Individuums umwälzt und „eine nicht-menschliche Sexualität schafft“.²⁰ In *Kafka. Pour une littérature mineure* (1975, dt. 1976) bezeichnen die Autoren das deterritorialisierende

17 Vgl. hierzu Klaus Theweleit: *Männerphantasien. Bd. 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte*. Reinbek bei Hamburg 1977, S. 250, 256.

18 Yvonne Volkart: *Fluide Subjekte. Anpassung und Widerspenstigkeit in der Medienkunst*. Bielefeld 2006, S. 2f.

19 Dieter Richter: *Das Meer. Geschichte der ältesten Landschaft*. Berlin 2014, S. 128f.

20 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin 2005, S. 318.

Werden als „unbegrenzte[n] Fortgang, Prozeß“,²¹ im Zuge dessen sich das Subjekt von seiner bürgerlichen Identität löse um sich mit dem ‚Anderen‘ zu liieren und sich am Rande vorzufindenden ‚Meuten‘ anzuschließen. Deterritorialisierende Kräfte könnten sich jedoch selten frei entfalten, denn sie stünden immer im Wechselspiel mit (re)territorialisierenden Mächten, deren Anliegen es sei, verletzte Grenzen zu rekonstruieren und Territorialitäten wiederherzustellen.²² Akte eines derartigen ‚Grenzschutzes‘ können auch in *Insel 34* beobachtet werden, nicht zuletzt bei den männlichen Vertretern der Wissenschaft.

Institutionen der Wissenschaft

Nach dem Abitur tritt die Protagonistin in ihrer Heimatstadt das Studium an und arbeitet zusätzlich als wissenschaftliche Hilfskraft bei einem Dialektologie-Professor namens Losten. In den Institutionen der Bildung genießt sie das Gefühl, unter ihresgleichen zu sein, unter Leuten, die „alle irgendeine Leidenschaft [hatten]“ (32), und betrachtet sich zunehmend als Teil einer Wissens- und Interessengemeinschaft, in deren Diskurs sie unter anderem mittels Randbemerkungen in den Inselbüchern sowie Zetteln mit Stichwörtern und „Botschaften für andere Insellforscher“ mitzureden versucht (30). Diese Information ist nicht zuletzt angesichts des Aufbaus von Pehnts Roman aufschlussreich, in dem sich jedes Kapitel genauso als ein sich in die Länge ziehender ‚Kommentar‘ zu dem jeweils einleitenden Motto lesen lässt. So betrachtet, verhandelt Pehnts Roman das Verhältnis zwischen Zentrum und Peripherie der Insel-literatur neu: Die fragmentarischen, dem männlichen ‚Inselliteraturkanon‘ entlehnten Zitate werden durch dieses Verfahren aus ihrem ursprünglichen Kontext gelöst, um dem Selbst- und Welterkundungsprojekt einer jungen Frau einverleibt zu werden, innerhalb dessen ihnen als einer Art paratextueller Randbemerkung die Rolle von Textinseln vor den Küsten des ‚eigentlichen‘ Erzählprojektes zukommt.

Aber nicht nur der ‚Inselliteraturkanon‘ wird in *Insel 34* von einer randständigen Forschenden überprüft und dekonstruiert, die Protagonistin betrachtet ebenso ihren Vorgesetzten, Professor Losten, und seine wissenschaftliche Tätigkeit:

Lesen war nichts Besonderes, aber Professor Losten tat es so ungerührt und zäh wie niemand sonst, den ich kannte. Natürlich las ich selbst keine Zeile, während er Buch um Buch erledigte. Ich weiß nicht, wie viele Stunden ich so saß, aber auch das störte mich nicht, es schien mir zur Arbeit dazugehören, und wenn ich aus dem Archiv kam, nichts gelesen und die Karteikarten nicht einmal aus der Zellophanpackung geschält hatte, fühlte ich mich trotzdem erschöpft und ein Stück weiter in meiner Forschung. (35)

Diese Passage, in der ein Professor männlichen Geschlechts (zumindest scheinbar) so sehr in seiner Forschung aufgeht, dass er seine Umgebung vergisst und sozusagen nur noch ‚Forschergeist‘ ist, während die weibliche Studentin dermaßen von dem Professor eingenommen ist, dass sie sich nicht auf ihre Lektüre konzentrieren kann, kann im Kontext der Debatte über ‚situated knowledges‘ und der feministischen Kritik an universalistischen Wissenschaftskonzeptionen interpretiert werden. Den Begriff

21 Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Kafka. Für eine kleine Literatur*. Frankfurt/M. 1976, S. 14.

22 Vgl. hierzu z.B. ebd., S. 22.

des ‚verorteten Wissens‘ hat Donna Haraway in ihrem Artikel „Situated Knowledges“ geprägt, wo sie sich für eine Konzeption von Wissenschaft stark macht, die nicht darüber hinwegtäuscht, dass Forschung immer in Raum und Zeit verankert und vom Blick des Forschers mitgefärbt ist.²³ Haraways Kritik auf den Punkt bringend, führen Rosi Braidotti, Ewa Charkiewicz, Sabine Häusler und Saskia Wieringa aus:

[t]hinking is neither neutral nor value-free but highly contextualized or situated. Thus, there is no such thing as ‚mankind‘, but only specifically situated humans, whose conditions can be analysed by reference to concrete material and semiotic variables, such as: gender, class, race, ethnic identity, lifestyle and so on.²⁴

So kritisieren die feministisch orientierten Wissenschaftstheoretikerinnen den Universalismus des akademischen Diskurses, der die Ausschließung der verschiedenen ‚Anderen‘ des abendländischen, männlichen Selbst aus der Wissenschaft mitbedingte.²⁵ Wie Braidotti an anderer Stelle darlegt, ist eine solche, den Intellekt dekontextualisierende Wissenskonzeption jedoch auch aus anderen Gründen problematisch und die Fähigkeit des Geistes, sich als eine autonome Substanz zu denken, zugleich als eine Schwäche anzusehen:

Whereas the body cannot exist in isolation from its surrounding totality, the mind is capable of thinking itself as an autonomous substance. This is also its weakness, however, because in so far as consciousness fails to understand its interconnectedness, the mind fails to understand also its own loves and hates and its interrelation to its habits, hence failing to understand itself.²⁶

Da der Mensch nicht nur durch seinen Intellekt und seine Gedanken definiert wird, sondern ebenso durch Emotionen, soziale Prozesse, die Verbundenheit mit dem eigenen und die Interaktion mit anderen Körpern, könne der losgelöste Genius weder die Natur des Menschen noch seine Umwelt (be-)greifen. Der Weg zu Erkenntnis führe demnach nicht über eine Loslösung des Geistes von leiblichen Kräften, sondern umgekehrt über seine Synchronisation mit ihnen im deterritorialisierenden ‚Werden‘, einem Prozess, der sich mit Braidotti als „empirically embodied and embedded, [...] interrelational and collective“ bezeichnen lässt.²⁷

Im Gegensatz zu Losten verliert sich die Protagonistin beim Arbeiten immer wieder in Beobachtungen ihrer Umgebung beziehungsweise ihres Selbst und stellt dabei zum Beispiel fest, dass ihr Körper durch das Inselstudium „ein Eigenleben entwickelt hatte“:

Mit der linken Hand knetete ich mir nämlich ständig den Nacken, und manchmal preßte ich meine Augen zu, um das Brennen zu lindern, das die vielen Buchstaben auf der Netzhaut erzeugten, und manchmal weitete ich die Nasenflügel zu einer Art Schnauben, wenn ich einen Absatz zu Ende gelesen hatte, und die Zehen hielt ich ständig in Bewegung, damit die Füße nicht anschwellen und etwas zu tun hatten, wenn sie schon nicht vom Fleck kamen. (48)

23 Vgl. hierzu Donna Haraway: „Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective“. In: *Feminist Studies* 3 (1988), S. 575-599.

24 Rosi Braidotti/Ewa Charkiewicz/Sabine Häusler/Saskia Wieringa: *Women, the Environment and Sustainable Development*. London 1994, S. 30.

25 Ebd., S. 31.

26 Rosi Braidotti: *Transpositions. On Nomadic Ethics*. Cambridge u.a. 2008, S. 149.

27 Ebd., S. 163.

Pehnts Inselforscherin, dies macht die obige Passage deutlich, betrachtet sich nicht im Sinne positivistisch geprägter Wissenschaftsideale als insular abgegrenzt, objektiv und souverän, sondern vielmehr im Sinne des verkörperlichten, eingebetteten Bewusstseins bei Braidotti als eine Größe in direkter Wechselwirkung mit ihrer Umgebung und ihren Untersuchungsobjekten.

Trotzdem ist Losten mit ihrer Arbeit zufrieden, bis sie mit einem Aufsatz, in dem „die indonesischen Skalen mit dem Tonumfang der Sackpfeife“ verglichen werden, seinen Zorn erweckt: Seine im warnenden Rot geschriebenen Notizen am Ende des Aufsatzes lassen sich als Maßnahme zum Schutz disziplinarer Grenzen interpretieren: „Dies ist keine Wissenschaft! Ich rate Ihnen dringend, zur Dialektologie zurückzukehren“ (53). An anderen Stellen des Romans schimmert eine Angst Lostens vor dem Untersuchungsobjekt der Protagonistin, den Inseln, hindurch (vgl. z.B. 63). Wie Michel Foucault in *L'ordre du discours* (1972, dt. 1974) darlegt, können die methodologischen Vorschriften der Wissenschaften, das Einrichten von und Festhalten an Disziplinen und die Ritualisierung der Teilnahme am wissenschaftlichen Diskurs als Kontrollmaßnahmen betrachtet werden, die durch Angst vor dem Unmittelbaren und Spontanen bedingt sind. Er spricht von „eine[r] ganze[n] Teratologie des Wissens“, die jenseits der wissenschaftlichen Grenzziehungen wuchere, von der „unmittelbare[n] Erfahrung“ und den „imaginären Themen der Einbildungskraft“ aber auch von „Monstren [...] deren Form mit der Geschichte des Wissens wechselt“. ²⁸ Monster können als metamorphe Grenzwesen verstanden werden, als das ‚Andere‘ des sich als einheitlich, eingegrenzt und rational verstehenden Selbst, beispielsweise definiert Braidotti das Monströse in Anlehnung an Deleuze und Guattaris Ausführungen zu dem Anomalen, den ‚Meuten‘ am Rande, als „a moving horizon of exchanges and becomings, towards which the non-unitary subjects of postmodernity move, and by which they are moved in return“. ²⁹ Während der Horizont des Eigenen und des Wissenschaftlichen Losten Angst einflößt, fühlt sich die Protagonistin von den Inseln angezogen und zugleich im oben beschriebenen Sinne berührt. Deswegen reicht die Arbeit bei Losten, der zwar „vor Jahrzehnten einiges in Zeitschriften veröffentlicht“ hat, aber nie bis zu Insel 34 gekommen ist (51), bald nicht mehr aus, um ihren Wissensdurst zu stillen. Zu Beginn des vierten Kapitels bemerkt die Erzählerin, dass ihr Interesse immer obsessiver wurde und „die Dinge“ allmählich „außer Kontrolle“ gerieten (59, vgl. auch ebd.: „[i]ch lernte nicht mehr genug über die Inseln“), und so beginnt sie, ihren Aufbruch vorzubereiten.

Aufbruch und Deterritorialisierung

Auf den Entschluss der jungen Forscherin, zu Feldstudien aufzubrechen, reagieren sowohl Zanka als auch ihre Eltern sowie der Professor empört und sie muss letzten Endes „ohne Professor Lostens Erlaubnis, sogar gegen seinen Willen“ fahren (63). Rückblickend rechtfertigt die Erzählerin ihre Entscheidung mit den Worten: „Wenn ich

²⁸ Michel Foucault: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt/M. 2007, S. 24.

²⁹ Rosi Braidotti: *Metamorphoses. Towards a Materialist Theory of Becoming*. Cambridge u.a. 2002, S. 69.

gewartet hätte, bis alle mir ihren Segen erteilt und verstanden hätten, was ich dort wollte, säße ich jetzt noch in meinem Büro und läse brüchige Zeitschriften“ (65). An dieser Stelle schwingt eine Kritik an der ‚dekontextualisierten‘ Wissenschaft mit, woran deutlich zu erkennen ist, dass sich die Protagonistin zunehmend von Losten und der von ihm vertretenen Wissenschaftskonzeption distanziert hat.

Da die Inseln nicht ins öffentliche Verkehrsnetz eingebunden sind, wird die Protagonistin von einem Müllfrachter auf Insel 28 gefahren, deren öde, von Asphaltstraßen, Satellitenschüsseln und Teerflecken geprägte Landschaft wenig mit den Fotos von „schmucken, weißgeschlemmten Fischerkaten“ und „ziegelroten Rhododendren“ aus den Bildbänden gemeinsam hat (77f.). Auch die auf der Insel verkauften Postkarten stellen Motive dar, die, wie die Reisende allmählich feststellt, auf der Insel nicht zu finden sind (vgl. hierzu S. 79f.), so dass sich insgesamt eine Kluft zwischen Repräsentationen der Insel und der von der Protagonistin wahrgenommenen Inselrealität auftut.

Auf der Insel 28 angekommen, beginnt die Protagonistin bald das geplante Forschungsprojekt aufzuschieben. Da ihr Laptop durch die Luftfeuchtigkeit Schaden genommen habe und das Druckerpapier „als unbrauchbarer klammer Batzen“ auf ihrem Nachttisch liege (65), könne sie nicht an dem geplanten Aufsatz arbeiten. Auch sei es aufgrund des diesigen Inselklimas schwierig, die hinteren Inseln fotografisch zu dokumentieren (vgl. 111). Wie die trügerischen Postkarten die Insel präsentiert die Protagonistin ihre Arbeit nach außen hin so, als ob sie plangemäß ablaufen würde: Sie hält einen Vortrag über ihre „Arbeitsthese, [...] daß die alte Inselfsprache phonetisch interferiert mit der heute gesprochenen“ (122) und in Briefen an ihre Familie berichtet sie, dass sie „mit Leib und Seele“ dabei sei, „die sprachlichen und sozialen Strukturen“ zu studieren und von einem „kleine[n] Aufsatz [...] in Arbeit“ (112). Hinter dieser Fassade besteht ihre ‚Forschung‘ jedoch hauptsächlich darin, das traditionelle Musikinstrument der Insel, Sackpfeife, zu lernen und Muscheln – ein Symbol des Weiblichen und Sündhaften – zu sammeln. Gegen Ende ihres Aufenthaltes auf 28 nimmt die Protagonistin an der traditionellen „Großen Pfeifennacht“ teil, die im Erzählen als eine Art Initiationsritual inszeniert wird (136). Während die Erzählerin bereits an der Küste die grenzaufweichende Kraft des maritimen Klimas und die sich dort ereignenden Verwandlungen von Materialien unterschiedlicher Art erfahren hatte, durchläuft sie in dieser Nacht beim gemeinsamen Musizieren selbst eine ähnliche Transformation: „Jeder stand für sich, aber zusammen waren wir eine Maschine, die Pfeifen unser Motor, es gab keine Pausen mehr zwischen den Stücken, wir spürten die Finger nicht mehr, eine Melodie sprang in die nächste. Ich kann nicht sagen, ob ich glücklich war“ (137). Laut Deleuze und Guattari sind die Künste, „vor Allem die Musik“, von Arten des Werdens durchdrungen, das verstanden wird als

die Einrichtung eines Gefüges, einer Kriegsmaschine oder einer Verbrechensmaschine, die bis zur Selbsterstörung gehen kann – ein Kreislauf von unpersönlichen Affekten, eine Gegenströmung, die die signifikanten Projekte und subjektiven Gefühle umwälzt und eine nicht-menschliche Sexualität schafft [...], die von vornherein jeden Versuch einer ödipalen Reterritorialisierung [...] ausschaltet.³⁰

30 Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 371, 318f.

So lässt sich auch die Verwandlung der Protagonistin während der Pfeifennacht im Zeichen eines deterritorialisierenden Werdens interpretieren, das die Identität stiftenden Grenzen des Selbst, wenn nicht auflöst, so zumindest porös und durchlässig macht, so dass „ein Kreislauf von unpersönlichen Affekten“ und eine Liaison mit dem multiplen ‚Anderen‘ ermöglicht werden. Der bereits vorher anbahnende Bruch mit „ödipalen“ Kräften setzt sich fort, als sich die Protagonistin in derselben Nacht zur nächsten Insel aufmacht, begleitet von ihrem Freund Zanka, der sie auf 28 besuchen wollte und dem jetzt aber die Aufgabe zukommt, sie mit seinem Motorboot auf die nächste Insel zu bringen.

Bereits während dieser Bootsfahrt, vor der Insel 32, kommt es jedoch zu einem Streit zwischen der Protagonistin und ihrem Liebhaber, weil dieser ihren Wunsch zur Insel 34 weiterzufahren, nicht erfüllen kann oder will:

Du solltest dich nördlich halten, rief ich, aber er steuerte direkt auf die Insel zu, schon sah ich das felsige Ufer, zwei Landstege, Holzschuppen, Zanka, rief ich, hier ist nichts. Meine Rede, sagte er, du kannst gern mit mir zurückkommen. Ich muß nach Vierunddreißig, rief ich, das weißt du, komm weiter, es ist noch ein ganzes Stück. Eben, sagte Zanka, das Benzin reicht nicht, bei aller Liebe. Ganz im Ernst, das ist deine letzte Chance. Bleib an Bord, wir drehen um, heute abend sind wir in der Stadt und vergessen die ganze Angelegenheit. Wir gehen schön essen, du machst deine Prüfungen, wie alle anderen, und im Sommer fliegen wir irgendwo hin. (149)

Als die Protagonistin diese „letzte Chance“ auf ein Leben „wie alle anderen“ auf dem Festland, mit Restaurantabenden, Prüfungen und Urlaubsreisen nicht wahrnehmen will, setzt Zanka sie auf 32 ab. Daraufhin schildern die letzten zwei Kapitel des Romans die Aufenthalte der Protagonistin auf den Inseln 32 und 33 sowie die Überfahrt zwischen beiden. Während ihre Forschungsausrüstung bereits am Anfang ihrer Reise durch das feuchte Klima Schaden erlitten hatte, hüllen auf der Überfahrt die gegen den Müllfrachter schlagenden Wellen nun auch die Protagonistin selbst „in nassen Nebel“ (175). Ihr verwandeltes Selbstbild, die Aufweichung von Grenzen, die früher ihr Ich definiert hatten, wird offenkundig, als sie, verärgert über den herabsetzenden Ton des Kapitäns konstatiert:

Ich hätte sagen können, [...] mir seien Sachen klar, von denen er noch nie etwas gehört hatte. Ich hätte sagen können, ich sei Wissenschaftlerin und eine begabte Schwimmerin, ich hätte das absolute Gehör und könne Männer zum Rasen bringen [...], ich hätte Aufsätze geschrieben, Cello gespielt und sogar Sackpfeife gelernt [...]. Das alles hätte ich sagen können, aber es spielte keine Rolle mehr. (175)

Qualifikationen, die früher für ihr Selbstwertgefühl zentral waren, haben – dies macht die obige Passage deutlich – für das Ich im Laufe ihrer Reise an Stellenwert verloren. Dass an dieser Stelle neben der Rolle als „Wissenschaftlerin“ ausgerechnet die als „begabte Schwimmerin“ hervorgehoben wird ist kein Zufall: Insgesamt deutet die Darstellung der Überfahrt eine neue Haltung dem Wasserelement gegenüber an, die nicht mehr wie früher danach strebt, das Wasser unter Kontrolle zu halten (wie im Akt des Schwimmens), sondern vielmehr seine Wirkung auf das Ich duldet und das Meer in seiner Vielgestaltigkeit erlebbar werden lässt. Letzteres geht aus einer kurz darauf folgenden Textpassage hervor, in der das Ich durch Motorgeräusche und Wellenschläge hindurch ein prustendes Geräusch wahrnimmt und mutmaßt, „[e]s hätte das Schnaufen eines Walfisches [...] sein können“ (177). An dieser Stelle wird ein Bezug zu Melvilles *Moby Dick* (1851) hergestellt, einem Roman, den Deleuze und

Guattari als „eines der größten Meisterwerke des Werdens“ betrachten, in dem es zu einer „monströse[n] Allianz“ mit dem ‚Anderen‘, also mit Moby Dick komme.³¹ Für Deleuze und Guattari ist Moby Dick „keine persönliche Angelegenheit“, sondern der Rand selbst, das Anomale,³² und so kann auch bei Peht von einer schrittweisen Annäherung an das ‚Andere‘ die Rede sein.

Insulare Wissenschaft und nomadische Welterkundung

Im letzten Kapitel des Romans berichtet die Erzählerin im Präsens von ihrem Dasein auf der aus einer Mülldeponie bestehenden Insel 33, kurz vor dem ursprünglichen Ziel ihrer Reise. Hier landen schließlich der Laptop und die verschimmelten Bücher der Protagonistin auf dem Müllhaufen, sie wirft sie „zwischen blaue Plastiksäcke und tote Möwen“ (183) und bricht ihr Forschungsvorhaben endgültig ab, um als Aushilfe des Deponieleiters zu arbeiten, wobei ihre Aufgaben unter anderem darin bestehen, Tang für seinen Garten zu sammeln und den Müllkompaktor in Ordnung zu halten (vgl. 185).

In dieser Mülllandschaft am Rande der erzählten Welt wandelt sich der Blick der Protagonistin auf ihre Inselutopie, als sie bei Ebbe feststellt, dass die Insel 33 nicht aufhört, sondern mit der nächsten Insel verbunden ist: „[S]ie verläuft sich allmählich, aus Sand wird bläulicher Schlick, durchzogen von Prieln, der seichte Saum des Meeresbodens, der sich hinten im Nebel wieder verfestigt zu Insel Vierunddreißig. Ich könnte hinübergehen“ (187). So werden die Vorstellung von den Inseln als sich deutlich von ihrem Außen – vom Meer, voneinander und vom Festland – abgrenzenden Räumlichkeiten und die mit diesem Bild einher gehende Figuration der Insel als Symbol eines stabilen, von sichtbaren Horizonten definierten Selbst am Ende des Erzählprojekts negiert: Die Inseln bilden nicht eine Gruppe absolut voneinander getrennter Landstücke, sondern vielmehr so etwas wie ein rhizomatisches Gefüge, in dem die einzelnen Erhebungen wie ‚Plateaus‘ auf komplexe Weise miteinander verbunden sind, wie die oben zitierte Textstelle verdeutlicht.³³ Die Selbstsuche der Protagonistin, die aus den ‚Territorien‘ der Familie, der wissenschaftlichen Disziplin und patriarchalen Beziehungsmustern ausbricht, führt diese somit keineswegs zu einem insular abgegrenzten Ort des Selbst, sondern vielmehr in einen vielfältigen, sich mit Ebbe und Flut verwandelnden Archipel, einen komplexen, rhizomatischen Randbereich, in dem das Meer die Grenzen des Selbst immer wieder aufweicht und wo die Stimmen mannigfaltiger Grenzwesen wahrnehmbar werden. Dieser Archipel lässt sich mit Ottmar Ette als eine „Inselwelt“ bezeichnen, die sich insofern von der „Insel-Welt“ unterscheidet, als sich in dieser „eine Totalität in ihrer Abgeschlossenheit verräumlicht“, während jene „das Fragmentarische, Zersplitterte, Mosaikhafte repräsentiert, das durch vielfältige innere Verbindungen und Konstellationen gekennzeichnet ist“ und so gerade „für das Bewußtsein einer mit dem Anderen vielfach verbundenen Relationalität steh[t]“. ³⁴

31 Ebd., S. 332.

32 Ebd., S. 334.

33 Vgl. hierzu ebd., S. 37.

34 Ottmar Ette: *ZwischenWeltenSchreiben. Literaturen ohne festen Wohnsitz*. Berlin 2005, S. 124.

Mit dem oben zitierten Satz „[i]ch könnte hinübergehen“ (187) bleibt das Ende der Geschichte offen. Die Tendenz zur Öffnung, die auch in anderen Werken Pehnts beobachtet werden kann, beschreibt Katja Lange-Müller in einem Autorengespräch mit Pehnt als „etwas absichtsvoll Fragmentarisches“³⁵ und fügt hinzu:

Ich kenne ja deine Bücher, offenes Ende offene Blende könnte man kalauern, denn die Enden sind immer so, dass sie sozusagen niemals final sind. Sie sind keine Schlüsse in dem Sinn. Da könnte eigentlich der nächste Text sofort anheben, wenn nicht sogar der bereits erzählte [...].³⁶

Lange-Müllers Wortspiel verweist auf eine rhizomatische Struktur des Textes, der keine ‚Geschichte‘ im herkömmlichen Sinn erzählt, sondern vielmehr die ruhelose, sich beschleunigende Suchbewegung der Protagonistin in einem rhizomatischen Erzählen nachzeichnet. Laut Deleuze und Guattari „bezieht sich das Rhizom auf eine Karte, die produziert und konstruiert werden muss, die man immer zerlegen, verbinden, umkehren und modifizieren kann, die viele Fluchtlinien, Ein- und Ausgänge hat“.³⁷ Als eine derart offene, azentrische und dynamische Karte des Werdens deutet Pehnts Roman – sowohl die darin geschilderte Inselwelt als auch das Erzählprojekt insgesamt – auf eine Unfertigkeit und Vielfältigkeit des Ichs hin und verabschiedet damit das Ideal einer stabilen, fest umrissenen Identität.

Auch von der Wissenschaftskonzeption Lostens und dem Leitbild einer dekontextualisierten Wissenschaft, die das Inselleben in sicherem Abstand beforcht und in Artikeln für „brüchige Zeitschriften“ beschreibt (65), distanziert sich der Roman, in dem die Protagonistin ihren Archipel stattdessen körperlich-sinnlich erkundet, um ihn im Erzählen *erfahrbar* zu machen. Damit lässt sich das Erzählprojekt, das als Suche nach einer stabilen und festgelegten Identität anfangt, als positiver Ausdruck einer nomadischen Subjektivität interpretieren, die aus Institutionen der Familie, dem akademischen Leben und den Normen heterosexueller Liebesbeziehungen ausbricht, um andere Formen des In-der-Welt-Seins, der Interaktion mit und der Erforschung der Außen- und Umwelt zu erproben.³⁸ So erkundet Pehnts Roman nicht nur die Grenzbereiche des Selbst, sondern auch die der Wissenschaft, und fungiert damit in der von Nicolas Pethes beschriebenen Weise als literarisches „Archiv“ dessen, was die positivistisch geprägte Wissenschaft von sich weist, als „ein Experimentfeld für die verschiedenen Möglichkeiten, Wissen zu konstruieren“.³⁹

Zusammenfassung

Annette Pehnts *coming of age*-Roman *Insel 34* schreibt sich in eine literarische Tradition des Erzählens über Inseln als einem Erzählen über Übergänge und Lebenskrisen

35 Ebd.

36 Annette Pehnt/Katja Lange-Müller: „Der Weg des Schreibens. Ein Gespräch zwischen Annette Pehnt und Katja Lange-Müller“. In: Friedhelm Marx (Hrsg.): *Inseln des Eigensinns. Beiträge zum Werk Annette Pehnts*. Göttingen 2013, S. 171-190, hier S. 173.

37 Deleuze/Guattari: *Tausend Plateaus*, S. 36f.

38 Vgl. hierzu Braidotti: *Metamorphoses*, S. 94f.

39 Nicolas Pethes: „Poetik / Wissen. Konzeptionen eines problematischen Transfers“. In: Gabriele Brandstetter/Gerhard Neumann (Hrsg.): *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*. Würzburg 2004, S. 341-372, hier S. 371.

ein und greift sowohl Texte des ‚Inselliteraturkanons‘ als auch in ihm häufig vorkommende Stoffe in der Narration auf, wie etwa das utopische Element, die metaphorische Aufladung der Inselfahrt als Weg zur Erkenntnis oder die jeder Inseldarstellung inhärente Reflexion über das Verhältnis von Festland und Insel sowie von Land und Meer. Die als Mottos eingesetzten Intertexte deuten bedeutsame Wendungen des Geschehens vor und reflektieren so verschiedene Stationen der dargestellten Suchbewegung. Darüber hinaus spricht der Hinweis auf die Randbemerkungen der Protagonistin in den im Rahmen ihres Insel-Studiums rezipierten Büchern für eine Interpretation der einzelnen Kapitel als sich in die Länge ziehende Kommentare zu den einleitenden Mottos, den Zitaten aus Texten eines männlichen ‚Inselliteraturkanons‘. So gedeutet, schreibt sich die Erzählerin in den Inseldiskurs ein und verhandelt das Verhältnis von Zentrum und Peripherie der Inselliteratur neu, indem den Zitaten aus kanonisierten Werken letzten Endes die Rolle von ihrem Ursprungskontext entrückt, fragmentarischen ‚Text-Inseln‘ vor der Küste des Selbst- und Welterkundungsprojektes der adoleszenten Erzählerin zukommt.

Überhaupt spielen Reflexionen über das Verhältnis von Zentrum und Peripherie, das ‚Eigene‘ und das ‚Anderere‘ bzw. Fremde und die Frage nach der Möglichkeit einer Grenzziehung zwischen beiden eine wichtige Rolle im Roman. Dabei wird die dem abendländischen Inseldiskurs zugrundeliegende Vorstellung von Inseln als deutlich umrissenen Entitäten, als stabiler Form im Gegensatz zum formlosen Meer im Laufe des Erzählprojektes verabschiedet, und die Küste, das Meer und die archipelartige Inselwelt präsentieren sich stattdessen als ein dynamischer und multipler Grenzbereich des Eigenen. Auf popularutopische Vorstellungen der Insel als erotisches Paradies anspielend und diese Vorstellungen zugleich dekonstruierend, gestaltet Peht diesen Grenzbereich des Eigenen als eine feuchte Zone weiblicher Sexualität und Subjektivität, vor der männliche Figuren des Romans Angst haben, die aber in der Protagonistin Sehnsucht und Lust auslöst. So führt die Suchbewegung der adoleszenten Protagonistin, die aus den ‚Territorien‘ der Familie, der wissenschaftlichen Disziplin und der heterosexuellen Liebe ausbricht, diese keineswegs zu einem deutlich umrissenen, standfesten Ort des Selbst, sondern vielmehr in einen vielfältigen, sich mit Ebbe und Flut kontinuierlich wandelnden, rhizomatischen Archipel, in dem das Meer jede Grenzziehung wieder aufweicht und wo die Stimmen der vielen ‚Anderen‘ wahrnehmbar werden. Damit korrespondierend lässt sich ebenso das Erzählen als offen-rhizomatisch, intertextuell geprägt und somit vielstimmig beschreiben.

Wie bereits am Anfang des Artikels dargelegt, verbindet sich in *Insel 34* die adoleszente Identitätssuche mit einer Wissens- und Erkenntnissuche, und der Roman reflektiert über die Wissenschaft und das Erzählen als verschiedenartige Foren der Welterkundung. Auch in diesem Zusammenhang wird die Denkfigur der Insel aktualisiert, indem der Roman die Loslösung des Geistes aus seinem leiblichen Kontext und das positivistisch geprägte Ideal des souveränen, objektiven und ‚insularen‘ Forschers kritisch beleuchtet. Im Gegensatz dazu lassen sich die Forschungsaktivitäten der Protagonistin und Ich-Erzählerin im Zeichen einer Welterforschung und -entdeckung durch ein verkörperlichtes, interrelationales Bewusstsein interpretieren, das sich mit seiner Umgebung verbunden sieht, sich nicht von disziplinaren Grenzziehungen und Verboten aufhalten lässt und sich in einem offen-rhizomatischen Erzählen artikuliert, um so den fließenden Horizont zwischen dem Eigenen und dem Fremden erfahrbar zu machen.

